

Lohnend wäre beispielsweise eine differenzierte Darstellung der Antifaschistischen Frauenausschüsse und des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands gewesen oder des Gleichberechtigungsansatzes der DDR und dessen Bedeutung, Auswirkungen und Grenzen sei es, was Erwerbsarbeit als auch Familie anbelangt: in Hinblick auf die Doppelorientierung an Beruf und Familie, die Doppelverdienerhe, die Besteuerung nach Individuallohn, die öffentlichen Kinderbetreuungseinrichtungen oder den bezahlten Haushaltstag. Auswirkungen der unterschiedlichen Sozialisation und Orientierungen genauer zu beleuchten, wäre auch für die Frage nach einem gesamtdeutschen frauenbewegten Handeln in der Zeit nach der sogenannten ‚Wende‘ interessant gewesen.

Neben einer solchen Bezugnahme auf die ostdeutsche Frauen(bewegungs)geschichte geht auch eine Darstellung der internationalen Beeinflussungen und Bezugnahmen der deutschen Frauenbewegungen im 20. Jahrhundert, um Tradierungen wie Brüche in einem größeren Kontext aufzeigen zu können, ab.

Das breit angelegte inhaltliche Spektrum und die überblicksartige Darstellung der verschiedenen Themenfelder scheinen trotz der erwähnten Lücken – laut Editorial aufgrund von Platzmangel oder fehlenden Autorinnen – dazu geeignet, sich einen Überblick über frauenbewegte Aktivitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts und darüber hinaus zu verschaffen. Die einzelnen Artikel stellen komprimierte Einführungen dar, die (teilweise) auch auf Forschungsstand und Desiderata verweisen, und nicht zuletzt durch verschiedene Textsorten einem breiteren Publikum Einblick in das vorangegangene frauenbewegte Jahrhundert vermitteln können.

Schließen möchte ich – einen Bogen zum Jahr 1900 ziehend – mit einem Zitat Minna Cauers: „Vom scheidenden Jahrhundert nehmen wir ohne Trauer Abschied. Der Wirrwarr der Gegenwart ist groß, der Gegensätze giebt es viele auf allen Gebieten, vielleicht nirgends so wie in der Frauenbewegung.“

*Heidi Niederkofler, Wien*

Monika Imboden, Franziska Meister u. Daniel Kurz Hg., **Stadt – Raum – Geschlecht. Beiträge zur Erforschung urbaner Lebensräume im 19. und 20. Jahrhundert.** Zürich: Chronos Verlag 2000, 232 S., 46 Abb., öS 380/DM 54,00/sFr 48,00, ISBN 3-905313-56-1.

Der Sozialökologe Robert Parks empfiehlt als eine Methode, städtische Räume zu erkunden, ein *nosing around* – grob übersetzt: ein Herumschnüffeln beziehungsweise wissenschaftlich ausgedrückt: eine phänomenologische Annäherung. Der Sammelband „Stadt – Raum – Geschlecht“ ist das Ergebnis verschiedener solcher Erkundungen in der Stadt Zürich selbst sowie in Filmen und Texten über diese Stadt. Entlang der Fragen, wie Männer und Frauen in urbanen Räumen vorkommen, wie sie sich die Stadt aneignen und wie sie dabei gesellschaftlich reglementiert werden, haben sich eine Reihe von ForscherInnen und StudentInnen verschiedener Fachrichtungen – der Ar-

chitektur, Stadt- und Raumplanung, Filmwissenschaften, Geschichte, Sozialwissenschaften – als wissenschaftliche Flaneure in der Stadt des 19. und frühen 20. Jahrhunderts umgesehen. Gleich vorweg: Ihre Ergebnisse sind rundum lesenswert.

Die 1999 auch auf einer interdisziplinären Tagung vorgestellten Arbeiten bieten in vier Themenblöcke gruppiert ein vielschichtiges Bild von Frauen und Männern in städtischen Räumen. Im theoretischen Einleitungsteil umreißt Bruno Fritzsche als grundlegende begleitende Fragestellung für die wissenschaftlichen Spaziergänge jene nach halböffentlichen Räumen. Darunter versteht er Räume, in denen die Unterscheidung zwischen öffentlich und privat verschwimmt, die Dominanz der männlichen Aneignung sich auflöst, und an denen Frauen teilhaben; hier treffen die Geschlechter in mehr oder minder kontrollierter Form aufeinander. Diesen halböffentlichen urbanen Räumen – Restaurants, Kinos, Autos, Kaufhäusern, Schwimmbädern, Bordellen – widmen sich die Beiträge der folgenden Abschnitte dann im Detail.

Der zweite Theoriebeitrag von Barbara Zibell zielt stärker auf die prozessualen, zeitlichen Dynamiken ab – auf Arbeitsteilung und Wandel in der Gestaltung der Stadt. Die Veränderungsprozesse werden als komplexes Gefüge ineinander verwobener „chaotischer und seltsamer Attraktoren“ gesehen (40), für dessen Untersuchung die Chaostheorie eine Grundlage bieten kann. Auch wenn der Begriff der „Attraktoren“ und der Bezug auf die Chaostheorie nicht explizit in allen Beiträgen vorkommen, so ist doch die Sichtweise von vielschichtigen, komplexen Wandlungsdynamiken insgesamt vorherrschend.

Im zweiten Abschnitt stellen die Autorinnen und Autoren die Frage nach der Reproduktion traditioneller Geschlechterbilder im öffentlichen Raum. Eva Warths Analyse von Großstadtfilmen aus der Weimarer Republik und dem Nationalsozialismus fördert zwei hervorstechende geschlechtertypische Sinnzusammenhänge zutage: Die Verlockungen der Metropolen werden von der *femme fatale*, der Verführerin, repräsentiert (Beispiel: Luis Trenker, *Der verlorene Sohn*). Und die Stadt naturalisiert Geschlechterrollen, indem sie in ihrer Gesamtheit als Organismus dargestellt wird, der Männer und Frauen kaleidoskopartig als in typischen Rollen handelnde Elemente involviert (Beispiel: Wolfgang Liebeneiner, *Grossstadtmelodie*).

Erika Hebeisen untersucht in ihrem Beitrag die Standorte von männlichen und weiblichen Skulpturen in Zürich und kann eine geschlechtertypische Verteilung empirisch nachweisen. Während die männlichen Skulpturen, die fast ausschließlich historische Personen oder mythologische Figuren darstellen, im Stadtzentrum stehen, sind die weiblichen Skulpturen – überwiegend „namenlose Nacktheiten“ (75) – am Rande der Stadt platziert.

Daniel Strässler bearbeitet die geschlechtsspezifischen Zuschreibungen an männliche und weibliche Verkehrsteilnehmer bis in die 50er Jahre. Bezogen auf Fußgängerinnen und Fußgänger findet er Gegenüberstellungen der folgenden Art: hier die „übermütigen, kühnen und riskanten“ Verhaltensweisen der Knaben und dort die „unwissenden und unachtsamen“ Verstöße der Mädchen gegen Verkehrsregeln (89). Die Fahrtauglichkeit der motorisierten Frau wird zwar angezweifelt, dennoch ist sie als Konsumentin angesprochen. Leider endet die Studie in der Zeit vor der Massenmotorisierung. Interessant wäre die Frage nach Wandel und/oder Kontinuitäten dieser Geschlechterzuordnungen gewesen.

Der dritte Abschnitt widmet sich den halböffentlichen Räumen. In Kerstin Dörhöfers Aufsatz stehen städtische Passagen und Shopping Malls im Mittelpunkt. Die Passage, entstanden etwa um 1800, gilt hier als Vorstufe zum großen Warenhaus. Ein Wandlungsprozess im Laufe des 19. Jahrhunderts öffnete die Passage als anfangs männlich dominierte Öffentlichkeit zunehmend auch für Frauen. Die Autorin zeigt ein eher dichotomes Bild der Geschlechterverhältnisse: „die Organisatoren männlich, die Konsumierenden ... meist weiblich ...: der Verführer und die Verführte.“ (114) Leider findet sich für diese Annahmen wenig empirische Evidenz – Fotos, Berichte, Tagebucheintragungen von Frauen etc. wären mögliche Quellen gewesen. „Verführung“, die angeblich „genauesten wissenschaftlichen Untersuchungen“ folgt (114), scheint auch als Strukturprinzip der Shopping Mall auf. Dörhöfers Fazit lautet, dass „nicht nur die Baulichkeiten, sondern auch das Verhalten der Kundschaft standardisiert werden“ (115). Doch damit wird der theoretische Ansatz unterminiert. War der Ausgangspunkt nicht die Annahme, dass der Raum Handeln formt, es zulässt oder eben nicht zulässt, dass sich Frauen und Männer städtische Räume in unterschiedlicher Weise aneignen können? Handeln wird hier zum „Verhalten“ herabgestuft, die Räume wirken „suggestiv“, die Kaufwilligen werden „gelenkt“ und „manipuliert“: „Alles ist auf das genaueste ausgetüftelt und steuert die Schritte der Konsumentinnen und Konsumenten.“ (114). Die am Ende des Artikels angesprochene Palette an verschiedenen Aspekten des Handelns hätte – konsequent in die Arbeit einbezogen – den zentralen Unterschied zum „Verhalten“ deutlich machen können: Wer „steuert“ was und wie, wer „tüftelt“ was „aus“? Wer konsumiert hier: Frauen oder Männer, jugendliche oder ältere, solche mit oder ohne Kinder? Wer sind die *mall-walkers*, was sind deren Motive, und wie steuern sie ihrerseits zum Handeln bei?

Michael Frei untersucht das Züricher Warenhaus „Jelmoli“ um 1900, ein „verführerisches Konsumparadies für Frauen und Männer“ (119). Er spürt den Bestandteilen der Verführung nach – zum einen den Raumelementen wie Beleuchtung, Dekor, Vitrinengestaltung, zum anderen den Repräsentationen in Bildern und Texten. Das Warenhaus wird als Raum gezeigt, in dem sich Frauen allein und ungestört in einer hergestellten Halböffentlichkeit bewegen konnten, welche die Privatsphäre des großbürgerlichen Haushalts nachahmte. Die erzeugte Atmosphäre sollte der bürgerlichen Kundschaft, vor allem den Frauen, ein sich „Zu-Hause-Fühlen“ ermöglichen und gleichzeitig die ärmeren Schichten durch das „Nicht-Zugehörigkeitsgefühl“ ausschließen. So wird berichtet, dass das „Jelmoli“ – im Unterschied zu anderen Warenhäusern dieser Zeit – keine Türsteher hatte: „Unsichtbare Schwellen“ hinderten unliebsame Besucher daran, das Kaufhaus zu betreten oder auch Männer, in die Wäscheabteilung für Damen zu gehen (125). Geschlechts- und schichtspezifische Raumeignung lassen sich hier als internalisierte Handlungsmotive erkennen. Im Schutz der Scham- und Intimschwellen der Halböffentlichkeit war es auch möglich geworden, erstmals öffentliche Toiletten für Frauen in einem Kaufhaus einzurichten.

„Öffentliche Familienstuben mit servierenden Töchtern“ thematisiert Magdalena Rühl. Der „Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften“ gründete eine Reihe von Gastwirtschaften mit dem Ziel einer „durchgreifenden Wirtshausreform“ (134): Alkoholexzesse sowie sozial und moralisch schädigende Wirkungen von Gasthäusern sollten durch Ausschluss von Alkohol, durch gesunde und billige Speisen und – besonders

wichtig – durch ein eigenes Raumkonzept bekämpft werden. Solche „alkoholfreien Wirtschaften“ (137) verfügten über eigene Frauen- und Familienräume, die eine „öffentliche Intimität“ und auch die breitere Teilhabe der Frauen an den zuvor männlich dominierten Gaststätten ermöglichten.

In Claudia Hunziker-Kellers Beitrag geht es um die Absonderung der Geschlechter unter dem Aspekt der Sichtbarkeit des Geschlechtlichen. Sie zeigt dies anhand der Baupläne der Züricher Badeanstalten als räumliche Manifestation von Wert- und Moralvorstellungen und anhand der sich wandelnden Bekleidungs Vorschriften auf. Ihr Fazit: Die Reglementierung der Sichtbarkeit, des Blicks, rückt näher an den Körper. Nach Aufhebung der räumlichen Geschlechtertrennung in den Bädern wird die Kontrolle sexueller Gefühle in „den nächsten Raum des Individuums – seine Bekleidung“ (167) verlagert.

Der letzte Abschnitt des Sammelbandes thematisiert die geschlechtsspezifische Aneignung von Räumen. Texte von vier schreibenden Architektinnen liefern das Material, mit dem Ursina Jakob über den „Innenraum des Innenraums“ arbeitet. Für sie sind es die Frauen, die in den Innenräumen „räumen“, das heißt, in ihnen ordnen und gestalten, sie sich aneignen. Die Aufmerksamkeit den kleinen Dingen gegenüber ist weiblich, auch in der Architektur. Es sind vor allem Architektinnen, die sich dem Innenraum, auch dem der Möbel, den Laden und Einbauteilen, widmen. Und es sind Frauen, die sich über innenräumliche Unzulänglichkeiten beklagen: „... Minimalküchen ohne Abstellräume sind ein Unrecht. Wo stehen die Einmachgläser, ...[der] Kübel mit der Büffelbeize, die Stahlspäne, das Hirschleder ...“ (184, Zitat aus Lotte Schwarz, „Tagebuch mit einem Haus“).

Ein gänzlich anderer geschlechtsspezifischer Raum sind die öffentlichen Männer-toiletten, durch ihre Funktion als „Bedürfnisanstalt“ auch Treffpunkt für Homosexuelle. Die Strategien männlicher Homosexueller in der Aneignung dieser Orte untersucht Christoph Schlatter, ebenso die Ausweichversuche angesichts staatlicher Gegenstrategien sowie diesbezügliche Bestimmungen, um Moral und Ordnung in den Toilettenanlagen zu gewährleisten beziehungsweise wiederherzustellen. Letztlich geht es in diesen Auseinandersetzungen um die Aufrechterhaltung sexueller Moral in der Öffentlichkeit.

Auch der Kinosaal war mit sexualmoralischen Bedenken konfrontiert. Die dort herrschende Dunkelheit lieferte gemeinsam mit den vorgeführten Filmen in den Augen der Züricher bürgerlichen Gesellschaft der Zwischenkriegszeit die räumliche Voraussetzung für unmoralische, sexuelle Handlungen. Gerüchteweise gab es sogar geheime Prostitution in Kinosälen. Deshalb mussten bürgerliche Frauen geschickte Strategien einsetzen, um ins Kino zu kommen, ohne ihre ‚Ehre‘ zu verlieren. Eliane Andres nennt Beispiele dafür, die von Begleitung durch Dienstmädchen bis zum versteckten Eintritt ins Kino reichen. Sie geht der Bedeutung des Kinos als halböffentlichem Raum mit Blick auf Kinogebäude, Filme, Publikum und Kinobetreiber nach. Exemplarisch zeigt sie auch einen ‚alternativen‘ Versuch: Das Züricher Kino „Nord-Süd“, in den 1930er Jahren von Anna Indermaur geleitet, brachte avantgardistische und antifaschistische Filme und lud insbesondere Frauen ein.

Im letzten Beitrag schreibt René Brunschweiler über Prostituierte und Freier in Zürich. Die Universität, das Militär und der zunehmende Fremdenverkehr stellen für ihn

die Voraussetzungen des Bedürfnisses nach Prostitution dar. Er findet die Bordelle am Rand der City, in den dunklen Gassen des Zürcher Niederdorfs. Die Reglementierung der weiblichen Prostituierten war eine des Raumes und der Zeit: Bordelle, die Präsenz auf Straßen und die Wohngegend unterlagen ebenso Verboten und Geboten wie Aufenthaltszeiten und Verweildauer im öffentlichen Raum.

Die Forschungen entlang der Begriffskonstellation „Stadt – Raum – Geschlecht“ führen in allen Beiträgen des Sammelbandes die gesellschaftliche Konstitution von Raum vor Augen. Die Verfügung über Räume ist durch gesellschaftliche Ordnungen, durch Macht und Herrschaft, durch Institutionen, Normen und Wertvorstellungen geregelt. Dieses komplexe Gewebe tritt ebenso in materialisierter, „steingewordener“ Form auf wie auch in den Repräsentationen und Vorstellungen von Menschen, in ihren Handlungsmotiven und ihrer Moral. Einen Teil dieser Vorstellungen nehmen Geschlechterstereotypen und -rollen ein; sie werden sowohl in der Zuordnung und Aneignung von Räumen wirksam als auch im gegenläufigen Sinn: Räume halten Geschlechterstereotypen einer Gesellschaft aufrecht.

„Stadt – Raum – Geschlecht“ ist eine thematisch beachtenswerte Leistung der hier vertretenen Autorinnen und Autoren, die mit breiter theoretischer Fundierung an vielen verschiedenen Beispielen und reich an empirischen Details die gesellschaftliche Konstruktion von Raum darlegen. In Form und Inhalt gelungen, folgt der Sammelband einer durchgehenden Fragestellung ohne Redundanz und öffnet so für die Leserinnen und Leser ein interessantes Kaleidoskop an Räumen und deren geschlechtsspezifischen Bedeutungen. Und es lohnt sich auch, diesen Band als Anregung in Hinblick auf eigene Unternehmungen des *nosing around* in der Stadt zu lesen.

*Gerhard Strohmeier, Wien*